

Die Kämpfe im Wyttschaete-Bogen

Von militärischer Seite wird uns geschrieben:

Das Feuer an den dem Angriff im Wyttschaete-Bogen vorausgehenden Tagen hatte alle deutschen Stellungen in zerrissene Trichterfelder verwandelt, in denen die Verjahungen der einstigen Gräben miteinander nur nachts in Verbindung treten konnten, um die von rückwärts unter todesmutigem Einsatz herangeführte Verpflegung und Munition den Kameraden weiterzugeben. Das traf nicht nur für die Infanterie zu, sondern in gleichem Maße auch für die Bedienung der Maschinengewehre und der wenigen Geschütze, die vorn eingebaut dem erwarteten englischen Ansturm begegnen sollten. Sie wiesen die Erkundungstöße zurück, die bald hier, bald da englische Kompanien und Bataillone durchzuführen suchten. Wo die leichten Sturmwellen der Engländer sich auch näherten, überall prasselte ihnen das Feuer aus Front und Flanke entgegen, das sie scharenweise niederwarf. Wohl alle Führer der englischen, australischen und neuseeländischen Kompanien, die dort vorstießen, haben als Erkundungsergebnis ihrer Führung gemeldet, daß die deutschen Linien zwar zertrümmert waren, daß aber noch nichts von Zermürbung der Infanterie und Nachlassen der Verteidigungskraft zu merken sei. Lob, Anerkennung und Dank gebührt den Braven aus Württemberg, Westpreußen, Pommern, Sachsen und Bayern, die dort bei der schon früher vielumstrittenen Doppelhöhe 60 an der Straße nach Jilbeke, zwischen Bahn und Kanal nach Jpern, an den Trümmern von St. Eloi, auf den Höhen von Wyttschaete, an den zertrümmerten Höhen und in den Hecken nordwestlich und westlich von Messines, im Sumpf des Douve-Grundes und den nassen Wiesen südlich des Baches aushielten und kämpften!

Endlich, am 7. Juni früh, setzte der englische Angriff ein. Seit Mitternacht rasten und heulten die englischen Geschosse stärker als je zuvor, Verderben bringend und doch Erleichterung, denn nun wurde es gewiß, heute würde er angreifen. Und er kam! Vorher aber mußte er noch andere Mittel einsetzen, um in die deutschen Linien zu kommen. Linien ließ er springen, die plötzlich aufflogen und Wesche in die Stellungen und ihre Verteidiger rissen. In die Lücken stürmte der Feind. Jetzt galt's, ihn zu werfen mit der blanken Waffe! Und meist glückte es dem Verteidiger, die kahlbraunen Stürmer im Nahkampf zu überwältigen. Doch neue traten an ihre Stelle. Hinter Tanks her, die nicht alle zerstört werden konnten, da Staub und Rauch sie genauer Beobachtung entzog, quollen immer neue Feinde gegen die eigenen Linien, die immer lichter wurden! Der Feind schonte keine Truppe nicht, über die zurückgeworfenen ersten Sturmlinien strömten die zweiten und dritten Wellen. 11 Divisionen hatte der Feind gegen die 16 Kilometer breite Angriffsfront eingesetzt. Er hat sie geopfert. Denn hinter den vorderen Linien fand er neuen Widerstand; dort griffen die Bereitschaften und Reserven ein, dort hämmerten die im Zwischenfeld verteilten Maschinengewehre und Nahkampfgeschütze, die der Eisenhagel nicht hatte zertrümmern können. An sie hämmerten sich die Schützen an, ihre Wirkung vervielfältigend und steigend. Es gab keine zusammenhängende Linie mehr, Reserven bildeten sich unter erschrockenen, tatkräftigen Führern, die trotz Verlust im stahlharten Willen: „Wir halten!“ dem anstürmenden Feind immer neue Verluste zufügten. Aber die Reserven des Feindes schienen unerschöpflich; fluteten Trümmer seiner Sturmlinie zurück, so traten neue an ihre Stelle und in stundenlangem Kampf haben die Führer die Munition knapp

werden, da Zuschub von rückwärts durch das Feuer im Hintergelände nicht mehr ausreichend durchkam.

Allmählich wurde es ruhiger auf dem Schlachtfeld, wenigstens in dieser Zone. Rückwärts lag jetzt das feindliche Feuer, die Höhen- und Wiesenstellungen abriegelnd. Der Nachbar schwieg, dort tauchten Engländer aus dem Rauch auf: „Umgangen!“ „Durchbrechen zum nächsten Nachbar? Aber wie?“ Auch das eigene Säufeln, das bei dem immer noch feuernden Maschinengewehr so treu ausgehalten hatte, war immer kleiner geworden!

Der Engländer war im Besitz der ersten Stellung von Wyttschaete, Messines und all der aus der Welt des Schützengrabens bekannten Ortsnamen, benannt nach Heimat, Führer und Erbauer. Aber die englische Masse hatte sich verbrannt, ihre Stochkraft war erlahmt im Kampf um die erste Stellung. Und der Feind glaubte schon, es sei gelungen, was er erstrebte: Der Durchbruch.

Ueber Messines und Wyttschaete ostwärts stieß er vor. Von den Bataillonen, die früh den Sturm geführt hatten, war wenig geblieben. Er mußte neue Reserven vorbringen. Sie sollten noch die Kanal- und Lys-Übergänge nehmen, die weiter östlich das erhoffte Tagesziel bildeten.

Da setzte der deutsche Gegenangriff ein. Feldgrau Linien lösten sich aus Knäuden, die die Fernsicht hinderten, zwischen Wambefe und La Poterie, und kamen in unaufhaltsamem Vorgehen, bald feuernd, bald im Sturm die englischen Linien überrennend, bis Messines vor. Dem Angriff der Garde, der Bayern und Sachsen, hielt der Gegner nicht stand. Auf diesem Teil des Schlachtfeldes mußte er zurück. Da setzte er seine letzten Infanterie-Reserven, Tanks und Kavallerie ein. Von den Höhen nördlich Wyttschaete in südöstlicher Richtung vordringend, traf der neue englische Stoß auf den rechten Flügel des deutschen Gegenangriffs, der sich vor dem Anprall zurückzog. So machte er das Feld frei für den rechten Nachbar, in dessen Feuer die englischen Schwadronen zerlegt wurden und zurückfluteten.

Doch südlich des im Gegenangriff wiedergewonnenen Geländes lag noch der eingebrochene Feind. Er flankierte aus den Gräben westlich von Warneton das Kampffeld nördlich der Douve. Erst später gelang es den Bayern, dort den Feind wieder zurückzudrängen. Inzwischen wurde es Abend. Der englische Durchbruch war heute mißlungen. Die 11 englischen Divisionen hatten die 5 deutschen nicht durchbrechen können. Wohl hatte der Feind sie zurückgedrängt und Gelände gewonnen, die Höhen bei Wyttschaete, das Dorf Messines waren sein.

Im Zwischenfeld wurde noch bis zur Nacht gekämpft. — Um klare Verhältnisse zu schaffen und gegen weitere Angriffe am nächsten Tage gerüstet zu sein, der Artillerie auch ihre geordnete Mitwirkung im Feuer- und Abwehrfeuer zu erleichtern, gab die Führung das wiedergewonnene Gelände auf und wies der Truppe ihre neue Verteidigungslinie über Hollebeke-Wambefe-Poterie, gegen die bisher alle englischen Vorstöße gescheitert sind. Der Engländer hat dort seitdem im größeren Umfang nicht mehr angegriffen. — Er hatte die Zahl seiner zum Durchbruch angeetzten Divisionen zu niedrig bemessen.

Wieder einmal hatte deutsches Wollen in zähem Ausbarren und kraftvollem Gegenstoß der englischen Masse Schranken gezogen!

Die Taten der deutschen Regimenter, Maschinengewehrtruppen und Batterien reden ihre eigene Sprache: Der Feind hat sie gefühlt, fühlt sie noch an den Lücken, die der Tag von Wyttschaete und Messines in seine vor dem Kampf aufgefüllten Divisionen gerissen hat!

Wollen wir nicht endlich . . .

Unter dieser Ueberschrift finden wir im „Deutschmeister“ vom Februar 1917 folgenden starken Tabak, von dem wir unsern Lesern etwas anbieten wollen, damit sie sehen, daß es in Deutschland den Ent-Entenschnäbeln zum Trotz noch Freiheit gibt für deutsche Worte. Die frischen Sätze stammen aus der Feder Wilhelm Schwaners, des tapferen, hochgeachteten Herausgebers, der wie kaum ein zweiter unentwegt im Kampfe steht für deutsche Zucht und Sitte.

„200,70 Mark haben laut Rechnung, die in meinen Händen ist, vor einigen Wochen drei „Herren“ in einem „Bornehmen Restaurant“ des Berliner Kurfürstendamms — verprast und verschlemmt. Man verzeihe die beiden harten Worte; aber gibt es passendere für diese Zahlen; Brot und Butter 2,70 M., Caviar 72 M., Schildkröten 15 M., Kalbssteak 15 M., Rebhuhn 8 M., Schnepfe 12 M., Jungschwein 5 M., Bratkartoffeln 3 M., Spinat 4,50 M., Bananen 1,50 M., 3 Flaschen Wein 39 M., Zigarren 11 M., Fische 12 M?! Wollen wir nicht endlich die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft und das Kriegs-Ernährungsamt zwingen, die offenbar noch in reichem Maße vorhandenen Lebensmittel der „vornehmen Schlemmer-Restaurants“ und gewisser Schlösser dem wirklich notleidenden armen Volke, des Mittelstandes zuzuführen? Und wollen die Herren der Linken, die früher, als die Rechte am Staatsruhr sah, immer so ergreifende Töne zu reden wußte, von der Rot der kleinen Beamten, die so tapfer einzutreten wußte gegen die Steuer-Drückberger und -Hamster des „feudalen Stens“, wollen die millionärsetten Zeitungs- und Händlerkisten des Jerusalemer Viertels — die mit ihrer Kapitalglorie in Wirklichkeit die eigentlichen Kriegskleime sind! — wollen die lieben Freisinnigen, die Volksparteiler und Sozis nicht allen Ernstes mal an die „Expropriation der Expropriateure“, an die Enteignung der Enteigner, an die Verteilung der ergaunerten Millionen unserer gräßlichen Kriegsschlemmer gehen und damit bei sich selber anfangen? Das ist es, wonach unsere Soldaten als nach dem höchsten Siege ausschauen!

34000000 Pfund Zucker hat Herr v. Batocki hingegeben zur Verfälschung sauren Weines als für „ein wichtiges, schwer zu entbehrendes Genussmittel“ — wir wissen also, warum unsere Einmachefrüchte verderben müssen, warum wir jetzt das ganz wertlose Saccharin zur Verfälschung unserer Tees nehmen müssen; damit die „schwer zu entbehrenden“, für den Hurrapatriotismus so bringend notwendigen Restaurantbrüder ihre alte Marke ja weiterverkalten! 850000 Tonnen Gerste geben wir immer noch her zur Erzeugung von Bier. Diese Gerste ergäbe 370000 Tonnen Graupen, d. h. auf jeden Deutschen jährlich 16 Pfund, auf eine Familie von 5 Köpfen also 80 Pfund, so daß eine solche Familie wöchentlich beinahe 2 Pfund Graupen erbielte, fast genügend für 2 Mittagmahlzeiten! Herr Batocki aber meint: „Es wäre für die Gegebenen und die für die Leute, die an mäßigen Biergenuss gewöhnt sind, unrichtig, diesen Genuss vollständig zu beseitigen.“ Wollen wir, zum Donnerwetter, dieser Erzählung nicht endlich klar machen, daß es Verderben, daß es Vaterlandsverrat ist, die Gegebenen und die „Leute“, die schon sowieso an nur mäßiges Essen und Trinken gewöhnt sind, durch weitere Borenthaltung wichtiger Nahrungsmittel zum Ausharren zu treiben? Wollen wir, zum Donnerwetter, uns nicht endlich fragen, was und wer wichtig ist für die Zukunft des deutschen Volkes und der germanischen Rasse, die deutschen Biertrinker oder die deutschen Mütter und Kinder?!

— Anfang Dezember hatte die Berliner Polizei gewissen „Restaurants“ mit Nachtmusik und „Damen“-Bedienung die Polizeitunde gekürzt. Wer wütete am meisten dagegen?

Die Rose vom Rhein

Roman von Erich Friesen.

Nachdruck nicht gestattet.

(14. Fortsetzung.)

XL

Mit Wangen harnte inzwischen die „Rose vom Rhein“ des nächsten Tages, an dem Walter v. Hochstedts Rappen ihr aufs neue Modell stehen sollte. Wie oft fragte sie sich, ob sein Herr das Tier ihr selbst zuführen oder ob er es dem Reitknecht überlassen werde.

Als aber zur festgesetzten Stunde der Rappen mit dem Reitknecht eintraf und kein Walter v. Hochstedt zu erblicken war — da verging der kleinen Rose die ganze Freude an der mit soviel Begeisterung begonnenen Arbeit. Am liebsten hätte sie die Zeichnung in tausend Stücke gerissen und wäre davongelaufen — weit, weit weg.

Doch was würde die Mutter denken! Und Herr v. Hochstedt, wenn er davon erführe!

So begab sie sich denn an die Arbeit — ohne jede Lust, bloß aus Pflichtgefühl, weil sie die Bestellung doch nun einmal übernommen hatte. Ihr war, als hingen ihr Gewichte an den Fingern, die sonst so hurtig und fröhlich übers Papier glitten.

Sie war sich selbst nicht klar über die seltsame Empfindung, die ihr junges Herz bewegte. Sie fühlte nur, daß seit kurzem alles anders geworden war — nicht nur in ihr, sondern auch um sie herum. Die Welt erschien ihr schöner, die Sonne strahlender, das Leben lebenswerter.

Und doch dies innere Frohlocken, dieser goldene Schimmer, der für sie über allem lag, mit Walter v. Hochstedt zusammenhängen mußte — auch das fühlte sie.

Wenn sie die blonde Redengestalt nur von weitem erblickte, so hüpfte ihr Herz bereits vor Freude. Und wenn seine von einem kleinen blonden Schnurrbart bedeckten

Lippen gar ein paar fremdliche Worte zu ihr sprachen — dann meinte sie, ihr törichtes kleines Herz müßte stille stehen vor Glück . . .

Und nun war er heute nicht gekommen! Wie kalt erschien ihr plötzlich die Welt! Und wie dunkel! Und wie öde! Im geheimen zerdrückte sie eine Träne. Dann regte sich der Stolz in ihr. Sie wollte nicht weinen — nein. Was ging sie überhaupt dieser Herr v. Hochstedt an? Ebenso wenig wie der Baron v. Brillwitz! Sie waren ja alle gleich, die vornehmen Herren! Einer wie der andre.

So suchte sie ihr bang klopfendes Herz zum Still-schweigen zu bringen. Aber es wollte ihr nicht gelingen. Und als sie plötzlich drinnen im Hause eine Männerstimme vernahm, die ihr bekannt war und vertraut — ach, so vertraut! — da gebärdete sich dies unbegreifliche kleine Herz ganz toll. Es machte einen plötzlichen Sprung, um dann für eine Weile stillzustehen —

Dann aber huschten die kleinen Finger mit dem Stift wieder flott übers Papier. Rose hatte wieder Lust zum Zeichnen bekommen. Sie hatte wieder Lust zu allem. Am liebsten möchte sie —

Da trat auch schon Walter v. Hochstedt an sie heran. Zögernd reichte sie ihm die Hand, die er herzlich drückte. Dabei trafen sich für einen Moment ihre Blicke . . .

Während es in den braunen Männeraugen hell aufleuchtete, senkten sich in scharfer Befangenheit die Lider über den blauen Augen des Mädchens.

Er blieb nur etwa eine Viertelstunde. Und redete nicht viel —

Und doch fühlten beide, daß ihre Herzen einander entgegen schlugen.

Und merkwürdig — beide vermieden es, von Schloß Eichwald und seinen Bewohnern zu sprechen, als könnte die Erwähnung des Barons v. Brillwitz und seiner Schwester die Weihe dieser Stunde stören. —

Mehrere Tage waren vergangen.

Heute hatte der alte Rappen zum letztenmal vor dem kleinen alteinemtwachsenen Hause Modell gestanden. Soeben war er wieder fortgeführt worden nach dem heimatischen Stall.

Das Bild war fertig.

Mit vor Eifer glühenden Wangen betrachtete Rose ihr Werk. Es war wohl gelungen — sie wußte es, und berechtigter Stolz strahlte aus den weilschblauen Augen.

„Guten Morgen, Fräulein Rose!“ rief plötzlich eine näselnde Stimme übers Parkgitter herüber.

Wie aus glücklichem Traum jäh erwachend, schreckte das Mädchen zusammen. Am Tor stand der Baron v. Brillwitz und spähte mit seiner gewohnten Siegermine durch sein Monokel zu ihr herüber.

Schweigend neigte Rose den Kopf zum Gegenruf. Sie hatte in den letzten Tagen die Existenz dieses Mannes fast vergessen. Und wenn ja einmal ein Gedanke ihn flüchtig streifte, so geschah es nur wie aus weiter, weiter Ferne. In ihrer Unschuld meinte sie, er müßte sich schämen wegen seines damaligen Benehmens ihr gegenüber und würde sie fernherhin in Ruhe lassen.

Umso unangenehmer berührte es sie, als er jetzt, ohne auch nur um Erlaubnis zu fragen, näher trat und mit der Miene eines Menschen, der ein Recht dazu hat, über ihre Schulter hinweg, die Zeichnung betrachtete.

„Ach, hm — ist das eines meiner Pferde?“ „Nein,“ erwiderte sie klopfenden Herzens, ohne ihn anzublicken.

„Nicht —? Wem gehört es denn?“

„Herrn v. Hochstedt.“

„So, so! . . . Und für wen ist die Zeichnung bestimmt?“

Sie zwang sich zur Ruhe, obgleich bereits leichte Rötte des Unwillens ihre Wangen färbte.

„Für Herrn v. Hochstedt.“